

Rochus

Die Pest

Keine andere Krankheit hat sich mit ihrem Schrecken so tief ins allgemeine Bewusstsein der Menschen in Europa eingegraben wie diese. Nicht verwunderlich, denn keine andere hat jemals in so verheerenden Epidemien den ganzen Kontinent erfasst und so viele Menschen hinweg gerafft. Für uns ist das heute alles weit weg: Die wesentlich bessere Hygiene hat die Krankheit hierzulande verschwinden lassen und wenn doch noch einzelne Menschen erkranken, kann ihnen die moderne Medizin mit Antibiotika recht gut helfen. Doch die Angst, welche diese Seuche vor dem Entstehen der modernen Medizin verbreitete, ist kaum noch vorstellbar. Während der schlimmsten Epidemie, die je über unseren Kontinent hinwegzog, starb in den Jahren um 1350 ein Drittel der europäischen Bevölkerung; die Pfalz war dabei möglicherweise sogar besonders stark heimgesucht. Noch mehrere Male trat die Krankheit auf, wobei sie sich allerdings wohl nie in allen Orten gleich stark verbreitete. Ganz schlimm erwischte es 1666 Herxheim. Die Bewohner der Nachbardörfer versorgten die Herxheimer damals mit Brot, das sie auf einen Acker, die „finster Gewinn“ brachten, wo es die verzweifelten Herxheimer danach abholen konnten. Direkte Kontakte zu den Einwohnern der von der Krankheit betroffenen Orte wurden peinlich vermieden, um die Ansteckung zu verhindern. Was Rülzheim angeht, scheint dies bei der Pest von 1666 einigermaßen geklappt zu haben. Die Angst war dennoch da. In ihrer absoluten Hilflosigkeit gegenüber der Seuche blieb unseren Ahnen nicht anderes, als zu hoffen und zu beten. Insbesondere erbaten sie sich auch Fürsprache von Schutzheiligen gegen die Pest, wie dem heiligen Rochus.

Ein Helfer ohne Furcht



Einen Helfer ohne Berührungsängste vor leidenden Kranken, der sich um sie kümmert, sich ihnen auch dann zuwendet, wenn er nichts mehr gegen die Krankheit tun kann, den wünschten sich Pestkranke sicher oft, denn die meisten Menschen um sie herum mieden sie aus Furcht vor der Ansteckung. Das ist sicher kein Phänomen des Mittelalters; selbst die viel ungefährlichere Schweinegrippe hat es vor kurzem geschafft, in vielen Menschen diffuse Ängste zu wecken und so manch ein Aids-Kranker hat sich alleingelassen gefühlt, weil ihm Menschen aus seiner Umgebung plötzlich aus dem Weg gingen. Wie schlimm mussten die Ängste der Menschen erst vor dieser hoch ansteckenden, für alle Ärzte unheilbaren und für die allermeisten Infizierten innerhalb weniger Tage tödlichen Krankheit sein? Über die furchtbaren menschlichen Folgen der Seuche in Florenz im 14. Jahrhundert schreibt der Zeitzeuge Giovanni Boccaccio:

„Wir wollen darüber schweigen, dass ein Bürger den anderen mied, dass fast kein Nachbar für den anderen sorgte und sich selbst Verwandte gar nicht oder nur selten und dann nur von weitem sahen. Die fürchterliche Heimsuchung hatte eine solche Verwirrung in den Herzen der Männer und Frauen gestiftet, dass ein Bruder den anderen, der Onkel den Neffen, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Ehemann verließ; ja, was noch merkwürdiger und schier unglaublich scheint: Vater und Mutter scheuten sich, nach ihren Kindern zu sehen und sie zu pflegen – als ob sie nicht die ihren wären (...) Viele starben, die, wenn man sich um sie gekümmert hätte, wohl wieder genesen wären. Aber wegen des Fehlens an ordentlicher, für

den Kranken nötiger Pflege und wegen der Macht der Pest war die Zahl derer, die Tag und Nacht

starben, so groß, dass es Schauern erregte, davon zu hören, geschweige denn es mitzerleben.“

Verständlich, dass sich in solch einer Situation viele Menschen an Rochus von Montpellier erinnerten, der ungefähr eine Generation zuvor bei seiner Pilgerreise nach Rom unterwegs in Italien sich immer hingebungsvoll ohne Rücksicht auf die Gefährdung für sich selbst um die ausgestoßenen Pestkranken gekümmert hatte. Der um 1295 im südfranzösischen Montpellier geborene Rochus war in dieser Zeit wohl etwas über zwanzig Jahre alt. Er hatte nach dem Tod seiner wohlhabenden Eltern sein Vermögen verschenkt und war als Laie in den Drittorden der Franziskaner eingetreten – „Drittorden“ sind neben den Erst- und Zweitorden für Männer bzw. Frauen Gemeinschaften von Laien, die ebenfalls ihr Leben außerhalb eines Klosters nach den Regeln des Ordens ausrichten wollen. 1317 brach Rochus nach Rom auf und kümmerte sich unterwegs vor allem um die Pflege von Pestkranken, die er oft auf wundersame Weise geheilt haben soll. Dadurch dauerte die Reise etliche Jahre lang und auf dem Rückweg erwischte ihn dann 1322 selbst die Krankheit. In der Nähe von Piacenza zog er sich ganz alleine in eine Hütte im Wald zurück und wurde, nur von einem Hund versorgt, tatsächlich wieder gesund. Kaum genesen, kümmerte er sich sofort wieder um andere Kranke. Zurück in seiner Heimatstadt ereilte ihn, der die schlimmste Krankheit der damaligen Zeit überlebt hatte, das Schicksal durch böswillige Mitbürger. Sie erkannten ihn nicht, hielten ihn für einen Spion und warfen ihn ins Gefängnis, wo er letztlich 1327 starb. Erst sein Leichnam wurde dann aufgrund eines kreuzförmigen Muttermals auf der Brust identifiziert.



Alles nur Legende?

Die Geschichte des Rochus von Montpellier hört sich zugegebenermaßen schon recht legendär an. Dennoch sollte man sie nicht vorschnell als reine Erfindung abtun. Jemand, der trotz höchster Gefahr für das eigene Leben soviel Nächstenliebe oder, um ein anderes heute geläufiges Wort zu verwenden, Zivilcourage beweist, bleibt sicher lange im Gedächtnis seiner Mitmenschen. Dass die Berichte über sein Wirken dabei mit der Zeit durch die anfangs mündliche Überlieferung etwas ausgeschmückt werden, tut dem Kern der Sache keinen Abbruch. Dass sich Rochus lange Zeit selbst nicht infizierte ist zwar erstaunlich, aber nicht ungewöhnlich. Wenn in Europa im 14. Jahrhundert ein Drittel der Bevölkerung an der Pest starb, heißt das schließlich im Umkehrschluss auch, dass zwei Drittel überlebten; selbst in den am schlimmsten betroffenen Gebieten, wurde ja nicht die gesamte Bevölkerung durch die Seuche vernichtet. Auch wer sich infiziert hatte, konnte selbst ohne medizinische Hilfe überleben, je nach der eigenen körperlichen Abwehrkraft. Mit guter Pflege und Stärkung waren die Chancen sicher etwas höher, was Rochus Bemühungen Recht gab, sich intensiv um die Kranken zu kümmern. Damit ist auch verständlich, warum seine Heilungen als Wunder erscheinen, denn medizinische Behandlungen waren es wohl nicht, sondern eher die persönliche Fürsorge und das Vertrauen auf Gottes Hilfe. Dass er nach seiner eigenen Erkrankung und Genesung gesund blieb ist ebensowenig verwunderlich, da sein Immunsystem durch den Sieg über die Krankheit vor einer erneuten Ansteckung sicher war.

Das wichtigste an Rochus Leben für uns ist sicher: Wir können in ihm ein Musterbeispiel an gelebter Nächstenliebe und unerschrockener Zivilcourage erkennen, wie sie zu allen Zeiten, damals

genau wie heute, eine Ausnahmerecheinung und ein bewundernswertes Vorbild war und bleibt. Auch wenn dieser Mann nie offiziell heilig gesprochen wurde, ist es verständlich, wieviel Verehrung ihm schon unsere Vorfahren entgegen brachten und deswegen gleich zwei Standbilder von ihm in unserer Kirche zu finden sind.